Breslauer Beobachter.

№ 130. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. **1845.**

Sonnabend, den 16. August.

Eilfter Jahrgang.



Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Vergeltung.

(Fortsetzung.)

Zecco und Bossi hatten sich auf die heftigste Weise entzweit, und Ersterer schreckte den Letztern durch Drohungen, die nur zu leicht in Ausführung übergehen konnten, ohne daß der schlaue und auf Alles vorbereitete Taschenspieler selbst ein Opfer des Verraths zu werden brauchte. Nun erzitterte der tiefgesunkene Chevalier vor seinem Lastergefährten, und faßte den Plan, ihn zu ermorden. Er theilte diesen Entschluß seinem Weibe mit, dem er, bei Vollbringung des Bubenstücks auch eine Rolle zugedacht hatte. Luisa schauderte, und weigerte sich nicht nur standhaft, an dem beabsichtigten Verbrechen Theil zu nehmen, sondern drohte auch das abscheuliche Vorhaben zu entdecken und den übermüthig sorglosen Zecco zu warnen. Durch Ueberredungskünste und trügerische Vorspiegelungen brachte es Bossi indessen dahin, daß sie ihm Schweigen gelobte, wogegen er versprach, sich auf eine weniger verbrecherische Weise von seinem gefährlichen Mitwisser und Mitschuldigen auf immer los zu machen. Luisa ließ sich täuschen, wenn sie auch nicht beruhigt wurde. Eines Abends schon ganz spät, als sie noch nicht längst zu Bette gegangen war, hörte sie tief unter sich in dem geheimen Kellergewölbe, das den beiden Männern zum Laboratorium diente, einen schweren Fall, und gleich darauf glaubte sie ein dumpfes Aechzen zu vernehmen. Eine gräßliche Ahnung durchflog ihre Seele. Bebend eilte sie hinunter, und, o Grausen! — auf dem Boden lag in entsetzlichen Verzerrungen Zecco und hauchte eben seine letzten Seufzer aus. Vor ihm stand der blutbespritzte Bossi und schaute mit dem wilden Blicke der Verzweiflung auf sein Opfer nieder, das er weniger aus Bosheit und Rachsucht, als aus Furcht vor Verrath und daher aus Nothwehr gewürgt hatte.

„Abscheulicher! was hast Du gethan!" rief Luisa außer sich. „Dieses Blut schreit um Rache wider Dich."

Gehe hin, und zeige die That an! — erwiederte der Mörder mit furchtbarem Grinsen. — Als ich Dich einst hilflos und verlassen fand, da nahm ich Dich, obgleich durch Verweilen Gefahr mir drohte, mit Liebe und Menschlichkeit auf, und meinen Bemühungen gelang es, Dich ins Leben zurückzurufen. Vergilt mir jetzt durch späte Dankbarkeit diese Liebe und liefre mich dafür zum Blutgerüste.

Wie schneidende Schwerdter trafen diese Worte das Herz der armen Luisa. Sie war überwunden, und gelobte die grausenvolle That mit dem Mantel ewiger Verschwiegenheit zu bedecken. Mit Schauder und Beben leistete sie ihrem Manne hilfreiche Hand, als dieser eine Grube in einem finstern Winkel des Kellers aufwarf, den Leichnam des Erschlagenen hineinlegte und sie dann wieder zuschüttete.

Von nun an war der letzte Keim des Seelenfriedens in der Brust des unglücklichen Weibes zerstört. Kein Schlaf kam in ihre Augen, und fie fiel auch aus Mattigkeit in eine dem Schlummer ähnliche Betäubung, so schreckten sie bald beängstigende Träume empor. In ihres Mannes Nähe fühlte sie stets ein unheimliches Grauen. Sie haßte das Leben und fürchtete den Tod, denn auch von Jenseits des Grabes blickten sie Schreckgestalten an. Sie hatte keine Thränen mehr und kein Mitleid, auch mit ihrem eigenen Zustande keines, und oft brach sie in ein helles verzweiflungsvolles Lachen aus.

Indessen dauerte der qualvolle Zustand, der schrecklicher als ihre nachherige Sühne war, nicht allzulange. Zecco wurde vermißt. Die Obrigkeit warf Verdacht auf Bossi. Man beobachtete ihn im Geheimen, und da Manches in seinem Betragen so auffallend schien, daß die Vermuthungen des Gerichts der Ueberzeugung sich immer mehr näherten, so wurde er einst plötzlich in seinem Hause von mehreren Dienern der Justiz überfallen, und bei genauer Durchspähung seiner Wohnung und der Kellergemächer kamen seine Hauptverbrechen an's Licht. Von dem Walten der Nemesis überrascht und erschüttert, verlor er so sehr alle Klugheit und Besinnung, daß er sich bei seiner Vertheidigung in die auffallendsten Widersprüche verwickelte, die endlich das Eingeständniß seiner Frevelthaten zur Folge hatten.

Luisa ward, als seine Mitschuldige, gleich ihm eingezogen. Des Lebens müde, bekannte sie, wohl wissend, daß nach den Landesgesetzen Todesstrafe auf Falschmünzerei stehe, ihre Theilnahme an diesen Vergehungen ihres Mannes. Einer Mitwirkung bei dem Morde Zecco's erklärte sie sich jedoch nicht für schuldig; dagegen klagte sie des Kindermordes sich an, und erzählte in dem Verhör, wie sie einst ihr neugebornes Knäblein dem Verhungern Preis gegeben habe. Sie erbat sich den Tod als eine Gnade, und hegte den aufrichtigen Wunsch: daß weder ihre Richter, noch der Landesherr, den strengen Urtheilsspruch des Gesetzes in diesem Rechtsfalle mildern möchten.

Ihre Bekenntnisse erregten mehr Mitleid, als Schauder und Unwillen; doch ließ man, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, die eiserne Gerechtigkeit walten. Luisa ward verurtheilt, durch das Schwerdt zu sterben, und ihr Körper sollte sodann auf das Rad geflochten werden. Sie hörte die Sentenz mit einer gewissen Freudigkeit an, wie sie denn auch überhaupt seit der Entdeckung des Verbrechens, und seit ihrer gefänglichen Einziehung beruhigter und muthiger geworden war. Ein würdiger Priester besuchte sie oft in ihrem Kerker, und suchte ihre von bangen Zweifeln gequälte und niedergebeugte Seele durch die sanften Tröstungen der Religion aufzurichten, welches ihm auch gelang. Hoffend, daß sie durch lange Reue, durch vieljährige Leiden und durch die jetzt darzubringende blutige Sühne die Schuld ihres Lebens zu tilgen vermöchte, sah sie ihrem Todestage in stiller Ergebung, ja, fast sehnsuchtsvoll, entgegen, und fiel endlich durch eine wunderbare Fügung des Schicksals, die ihr jedoch glücklicherweise unbekannt blieb, durch die Hand ihres eigenen Sohnes, den sie längst als todt beweint hatte.

Ich kehre nach dieser langen, aber nicht unnöthigen Abschweifung zu dem bedauernswerthen Lorenz zurück, der bei dem Berichte, den ihm Meister Haunold über die Delinquentin gab, von dem heftigsten Schrecken niedergeschmettert, bewußtlos zu Boden stürzte. Der Alte wandte alle ihm schnell zu Gebote stehenden Mittel an, um den Unglücklichen zum Leben und zur vollkommenen Besinnung zurückzubringen. Aber nur das Erstere gelang ihm. Der Jüngling ras'te in den wildesten Phantasieen eines hitzigen Fiebers, und Wochen vergingen, ehe er den Gebrauch der Vernunft und seine entschwundenen Kräfte wieder erhielt. Aber mit der Wiederkehr derselben begannen auch seine Seelenleiden von neuem, davon ihn die gefährliche Krankheit wohlthätig enthoben hatte. Dem eben sonst nicht feinfühlenden Meister Haunold ging doch der Zustand des Jünglings nahe. Er pflegte den Armen mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt, und suchte ihn auf seine eigene, freilich etwas derbe Weise zu trösten; auch war er bemüht, jede Bitte seines ihm lieb und werth gewordenen kranken Gastes, sobald ihre Gewährung nur irgend in seiner Macht stand, zu erfüllen. Auf diese Willfährigkeit bauend, äußerte Lorenz zu wiederholten Malen den Wunsch: etwas Näheres über das frühere Leben der von ihm hingerichteten Delinquentin zu erfahren. Aber der Alte schüttelte dann bedenklich den grauen Kopf und erwiederte: Laß das doch, lieber Junge, und beherzige das gute alte Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" Als aber der Jüngling sich nicht abweisen ließ, und seine Bitte dringend, ja fast stürmisch erneuerte, da sagte der Meister Haunold: Nun wohlan, ich will Dir auch diesen Wunsch erfüllen. Ich habe durch ein Geschenk den Raths-Aktuarius dahin vermocht, daß er uns erlauben will, auf der Registratur die Kriminalakten über den Bossi und seine Frau zu lesen. Es soll sich in denselben eine, von der Letztern selbst geschriebene, kurzgefaßte Lebensgeschichte befinden, welche Dir den Aufschluß geben wird, den Du wünschest. Sobald Dir der Doktor auszugehen gestattet, sollst Du mich auf's Rathhaus begleiten.

„Das kann morgen also schon geschehen," entgegnete Lorenz, „denn nach der heutigen Versicherung des Arztes darf ich morgen zum ersten Male mich in die freie Luft wagen."

Und am nächsten Tage begaben sich Beide in das Stadtgerichts-Archiv, woselbst ihnen der Raths-Aktuarius ein dickes Volumen zur Durchsicht vorlegte, und sie während des Lesens in das von Akten angefüllte Gewölbe einschloß. Mit heißer Begier blätterte Lorenz in den Papieren, und fand bald die von seiner Mutter in ihren Tagen der Gefangenschaft aufgesetzte Selbstbiographie. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und regsten Theilnahme begann er zu lesen, und sein Gesicht verrieth den Eindruck, den der traurige Inhalt auf ihn machte. Forschend und voll Besorgniß betrachtete während dessen der Meister Haunold seinen Pflegling, und dem sonst so ruhigen, greisen Manne fing an bange und unheimlich zu werden, als er sah, wie des Jünglings Augen wild zu rollen anfingen, wie seine Lippen krampfhaft zuckten, seine Fäuste sich ballten und die Wangen bald hoch sich rötheten, bald wieder leichenblaß wurden. „Junge, hör' auf und komm nach Hause," rief endlich der Alte dem Lesenden zu, „Du gebehrdest Dich ja, als ob Du den St. Veitstanz bekämest. Habe ich's doch schier geahnt, daß dieser Gang nicht heilbringend für Dich sein würde. Aber Du ließest mir ja keine Ruhe. Komm, mein Sohn, und schlag Dir all' das Teufelszeug aus dem Sinne. Was gehen Dich die Sünden Andrer an?"

Aber Lorenz hörte ihn nicht. Er war so sehr in den Inhalt der Blätter vertieft, daß er die Anwesenheit eines Zweiten ganz vergessen hatte. Nicht einmal, nein, sechs- bis siebenmal durchlas er mit immer steigendem Gefühl die Geschichte seiner Mutter, und manches der darin enthaltenen Worte drang in seine Seele wie ein zündender Blitzstrahl. Thränen entperlten seinen Augen, wenn er das Schicksal der unglücklichen Gefallenen überdachte, aber diese Wehmuth und dieses Mitleid wichen wieder schnell einer innern Wuth, wenn seine Gedanken sich zu dem Verführer der Bedauernswürdigen, zu — er schauderte, daß es so war, — zu seinem Erzeuger wandten. Er würde noch lange in dieser Vergessenheit der Aussendinge beharrt haben, wenn nicht Meister Haunold ihn endlich gewaltsam aufgerüttelt hätte. Wie ein Träumender ging Lorenz nun an der Seite des Alten dahin, so daß dieser, wenn er auf seine wiederholten Fragen entweder gar keine, oder eine verkehrte Antwort erhielt, bedenklich das graue Haupt schüttelte und sich Vorwürfe machte, dem Jünglinge grade solch einen Wunsch gewährt zu haben.

Als Beide in der Scharfrichterwohnung ankamen, fanden sie einen schwarz gesiegelten Brief, dessen Aufschrift an Lorenz gerichtet war. Dieser, der sich jetzt einigermaßen gesammelt hatte und wieder vernünftige Reden hören ließ, erbrach das Schreiben. Es war von Christinen. Sie meldete ihm den Tod ihres Bruders und lud ihn ein, sobald es nur seine Gesundheit gestatten würde, nach T—em zurückzukehren, um das Amt zu übernehmen.

Der Jüngling las das Schreiben laut vor, und lächelte bei dieser Stelle so sonderbar, daß es dem Alten auffiel. Doch schrieb dieser das seltsame Betragen der heftigen Aufregung zu, in welcher sein Geist sich heute befand.

In frühern Tagen würde Lorenz bei dem Empfange einer Nachricht, wie die war, welche der Brief enthielt, gewiß in eine sehr wehmüthige Stimmung gerathen sein. Doch die Botschaft von dem Tode seines Freundes und Wohlthäters machte jetzt auf den durch so furchtbare Erfahrungen ganz Verwandelten gar keine besondere Wirkung. Nicht eine Thräne trat in sein Auge, keine Klage um den Dahingeschiedenen, für den er einst so viel Achtung gefühlt hatte, kam über seine Lippen. Kalt und ruhig, als ob er den gleichgültigsten Inhalt gelesen hätte, legte er das Papier zusammen, wünschte dem Alten gute Nacht und ging hinaus. — In manches Menschen Leben erscheint irgend einmal eine furchtbare Stunde, die eine völlige Umwandlung des Charakters zur Folge hat. Dies war auch jetzt bei Lorenz der Fall, und wer wird es wohl unglaublich finden, daß bei so entsetzlichen Begebenheiten in dem Gemüthe des sonst so sanftmüthigen, guten Jünglings plötzlich eine unheilgebärende Veränderung vorging? War doch in frühern Zeiten, durch schlechte Behandlung erzeugt, schon ein finstrer Menschenhaß in seine Seele eingezogen, der nur in bessern Tagen einer stillen Schwermuth wich; kein Wunder, wenn nach dem Ungeheuren, was geschehen, dieser Menschenhaß in des Unglücklichen Herz zurückkehrte, und gar in einen wilden verzweiflungsvollen Trotz gegen das Schicksal ausartete. —

Bis in die geheimnißvollen Tiefen seines Innern war der Jüngling erschüttert worden, als er endlich die traurigen Verhängnisse erfuhr, von denen das freudenleere Leben seiner armen Mutter begleitet gewesen war. Er erkannte das furchtbare Walten einer schaudervollen Vergeltung, den rächenden Arm einer zürnenden Nemesis, die es durch seltsame Verkettung der Zufälle so gefügt hatte, daß die Gefallene, die ihr Kind ausgesetzt und dem Umkommen preisgegeben, grade durch dieses Kind, freilich unwissend, die letzte Strafe für ihre Schuld empfangen sollte. — Aber er konnte diese Gerechtigkeit des Schicksals nicht segnen, denn ihn, den Schuldlosen, hatte sie ja am schwersten getroffen. Die Gerichtete war jetzt entführt und zur Ruhe eingegangen, aber er, das Werkzeug des höhern Racheftrahls, lebte ja noch, um sich selbst zu hassen und seine Erdentage zu verwünschen. Und was hatte denn diese Vergeltung dem für eine Strafe zuerkannt, der der Urheber all des schrecklichen Unheils war? Er, der schändliche, treubrüchige Verführer der unglücklichen Luisa, dem er sein fluchbeladenes Dasein verdankte, war leer ausgegangen. Er hatte wahrscheinlich herrlich und in Freuden gelebt, und schon lange des Weibes vergessen, das er grenzenlos elend gemacht, schon lange des Wurmes nicht mehr gedacht, den er in ein Leben voll Jammer, Fluch, Schande und Verzweiflung gerufen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Ehestands-Gedanken.

Die Ehe, meine verehrten Leser und Leserinnen, stammt direkt aus dem Paradiese, darum sind aber nicht alle Ehen paradiesische zu nennen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, dieser Ausspruch bestätigte sich schon im Paradiese. In dem prächtigen Eden war es gewiß hübscher, wie jetzt auf Erden; dessen ungeachtet fühlte sich Adam aber nicht wohl, denn er war allein und hatte Langeweile, weil er nicht zu arbeiten brauchte. Wenn der Mensch aber nichts zu thun hat; so verfällt er auf allerlei böse Gedanken. So erging es auch Adam, der auf den Gedanken kam, um eine Gesellschafterin zu bitten. Seine Bitte wurde erfüllt, er bekam seine Eva. Die Flitterwochen waren recht schön, als aber Eva von dem verbotenen Baume gekostet und den Adam auch zur Sünde verleitet hatte, da mußten sie Beide das Paradies verlassen. Die lose Eva hatte den gutmüthigen Adam überlistet; da haben wir die ganze Weltgeschichte, das ewige Epapopeya.

Nach unserm Landrecht ist die Ehe viel zu weitschweifig definirt. Die moderne Ehe ist ein ganz einfaches Rechen-Exempel, in der alle 4 Spezies vorkommen. Man addirt Liebe zu Liebe, subtrahirt die gegenseitigen Fehler und Mängel, und der Mann dividirt mit seinen Vorzügen in die Finanzen der Frau. Nun fehlt nur noch eine Spezies, nämlich das Multipliciren. Multipliciren heißt vervielfältigen, aus Adam und Eva wurden Kain und Abel, das ist das schöne Facit des ehelichen Rechen-Exempels. Wie beim Rechnen ein Bruch unangenehm ist, so ist er es auch in der Ehe, aus Brüchen entstehen Auflösungen.

Um nun also bei Schließung der Ehe recht klug und vorsichtig zu Werke zu gehen, müssen Sie, meine verehrten Ehestands-Candidaten und Candidatinnen arithmetische Kenntnisse besitzen.

Halm's Parthenia sagt im Sohn der Wildniß:

> „Mein Herz, ich will Dich fragen,"
> Was ist denn Lieb', o sag?
> Zwei Seelen und ein Gedanke,
> Zwei Herzen und ein Schlag."

Das konnte Parthenia wohl dem Sohne der Wildniß vorreden, aber unsere Söhne der Civilisation glauben heut zu Tage nicht an solche Liebe. Es giebt überhaupt keine Ingomar's mehr, und die Parthenia's sind auch rar geworden. Und doch heißt es von der Ehe: „Mann und Weib sollen eins sein." Die ganze Welt ist uneins, und in der Ehe sollte es einig hergehen? Wenn Mann und Frau nur Zwei sind, dann kann man es schon als ein sehr glückliches Resultat ansehen; aber in der Regel sind Mann und Frau vier Personen. Zu Hause ist der Mann ein anderer, wie außer dem Hause, mit der Frau ist es eben so, da haben wir ihrer Viere.

Aus der Langeweile Adams entstand die Ehe; heut zu Tage ist's umgekehrt, die Langeweile kommt erst in der Ehe. Im Brautstande sehen sich Braut und Bräutigam durch das Vergrößerungsglas der Liebe an, vor lauter Wonnetaumel kommen sie nicht recht zur Besinnung. In der Ehe werden sie erst nüchtern, und gestehen sich gegenseitig, daß der Rausch verflogen ist.

Das Thermometer der Liebe steht im Brautstande auf Blutwärme, der Barometer zeigt da fortwährend schön Wetter. Im Ehestande sinkt das Thermometer immer mehr, es wird lauer, bis es auf den Gefrierpunkt kommt und zuletzt große Kälte herrscht. Der bräutliche Barometer zeigt in der Ehe: Veränderlich, Sturm und zuletzt: Unbeständig an.

Aber woher mag es wohl kommen, daß es jetzt so viele unglückliche Ehen giebt? Einzig und allein, weil die heutige Welt zu gern Komödie spielt. Der Bräutigam spielt das Fach des ersten jugendlichen Liebhabers. Er debütirt in der Regel in dem Stücke: Liebe kann Alles. Hat sein Debüt gefallen, so erfolgt sein Engagement auf Lebenszeit. In der Ehe spielen die Männer dann oft gar zu früh schon: Den mürrischen Alten. Die Frauen sollten eigentlich in der Ehe die jugendlichen Mütter spielen, aber leider finden sie oftmals das Fach der Coquetten zu anziehend.

Das leidige Comödienspiel ist an so Vielem Schuld. Der Liebhaber im Frack ist ganz anders, als der Mann im Negligee, die Braut im Ballstaat anders, wie die Hausfrau in der Wirthschaft; haben sie hinter die Coulissen der Ehe geschaut, da sehen nicht selten Beide, wie stark sie sich nur mit Vorzügen geschminkt hatten. Das prächtige dunkle Haar des Mannes hat der Friseur hergegeben, die Perlzähne der Frau verursachen keine Zahnschmerzen, denn sie können beliebig herausgenommen werden, die stattlichen schönen Figuren waren das Werk des Schneiders und der Modistin. — Ja, ja, wenn man den Vorhang der Ehe gelüftet hat, verliert man den Hang zum Heirathen.

Eine gute Ehe ist ein harmonischer Accord zweier Seelen, eine Mißheirath ist ein Nachhall mehrerer Dissonanzen, die durch Scheidung aufgelöst werden. Der Mann giebt in der Ehe den Ton an, wenn die Frau guten Takt hat, wird sich die Stimmung stets halten. — Das zeugt aber wiederum davon, daß man zum Ehestande auch musikalische Kenntnisse besitzen muß, denn es ist eine große Kunst des Ehemanns, das Ganze zu dirigiren, ohne den Taktstock anzuwenden.

Die Zahl der Männer zu den Frauen verhält sich wie zwei zu drei; auf zwei Männer kommen gewöhnlich drei Frauen. Da nun aber in jedem christlichen

Staate ein Mann nur eine Frau heirathen darf (obgleich unsere heutige Männerwelt in dieser Beziehung etwas türkisch denkt), so ist es sehr wohl erklärlich, daß so viele Mädchen übrig bleiben. Aus eben demselben Grunde aber kommt es, daß das Trachten aller Mädchen dahin geht, einen Mann zu bekommen, denn sie kennen das Mißverhältniß sehr gut.

Es geht den Mädchen mit der Ehe wie einem Gutschmecker mit einer Speisekarte, auf der eine Speise mit einer klingenden Bezeichnung steht, und von der er Wunder glaubt, wie schön sie schmecke. Den Mädchen ist die Ehe auch ein unbekanntes Gericht, und wenn sie davon gekostet haben, verderben sie sich den Magen.

Damit nun aber alle Frauenzimmer die Ehe kennen lernen, wüßte ich nur ein Aushülfemittel, daß nämlich keine Frau mehr als einen Mann ihr Lebelang heirathen, und daß die Männer nur immer Profane in die Mysterien der Ehe einführen dürften.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen, das ist ein sehr veralteter Spruch. Jetzt werden die Ehen durch die Commissionäre oder durch die Intelligenzblätter geschlossen. Solch' ein Commissionär ist mit einem Prozeß zu vergleichen, in dem Kläger und Verklagter Kosten bezahlen müssen. Die Ehe unterscheidet sich aber sehr wesentlich von einem Prozeß, denn in der Ehe kommt es oft gar nicht zum Erkennen, keiner von beiden Theilen gewinnt, sondern sie sind Beide verurtheilt, die Lebenszeit mit einander zu verbringen.

Mann und Frau müssen sich genug sein, das ist die wahrhafte Glückseligkeit der Ehe; dergleichen giebt es jetzt aber nur noch in wenigen Exemplaren, man nennt solche Ehen heut zu Tage patriarchalische. Im modernen Leben sind sich Eheleute nicht genug, sondern sie haben schon genug, wenn sie vier Wochen mit einander verlebt haben.

Wir gewöhnliche Menschen sind mit dem Heirathen noch weit glücklicher daran, als wie die Vornehmen und gar die Fürsten und gekrönten Häupter. Wir fragen höchstens den Vater und die Mutter um Erlaubniß beim Heirathen, aber bei den Vornehmen wird erst die ganze Familie dabei zu Rathe gezogen, und bei den regierenden Häuptern müssen die verschiedenen Cabinete erst um ihre Genehmigung zu einer Heirath befragt werden. Isabella die kleine Königin von Spanien, ist in diesem Augenblicke in einer rechten Verlegenheit. Sie soll mit aller Gewalt heirathen, aber wen sie gern möchte, den wollen die Großmächte nicht. Wenn das so fortgeht, bleibt sie unvermählt oder begeht einen Gewaltstreich und heirathet con amore.

Meine Schönen, nun wende ich mich zuvörderst an Sie in einer kleinen Ansprache. Sein Sie weniger wählerisch, putz- und vergnügungssüchtig und ein ganz klein Bischen weniger coquett, und Sie sollen einmal sehen, die Klagen der Männer, daß die guten Frauen so selten wären wie die Diamanten, werden verschwinden.

Und Sie, meine werthen Heiraths-Candidaten, verbannen Sie hübsch das allen Mädchen so widrige Sprichwort: Heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist noch viel besser. Denn wenn dieser Grundsatz von allen Männern adoptirt würde, wie stünde es dann um das Multipliciren. Spannen Sie ihre Ansprüche nicht so hoch, wollen Sie nicht immer ein Mädchen zur Gattin haben, die reich, schön und tugendhaft, also alle Eigenschaften in einer Person besitzen soll, von denen man froh ist, wenn wir sie bei Dreien finden.

Es ist wahrhaftig recht wohlthuend, wenn der Mann nach des Tages Last und Hitze in seine Wohnung kommt, und ein liebendes Weib eilt ihm entgegen, ihn in ihre Arme zu schließen, wenn ein kleiner Bube auf allen Vieren an der Erde entlang zum Vater kriecht, und „Papa, Papa!" mit seinem zarten Diskantstimmchen ruft.

Ach, ich muß nur aufhören, solche eheliche Scenen zu schildern, denn sonst wässert mir der Mund nach solchem Weibchen. Aber allen meinen heirathslustigen Lesern und Leserinnen empfehle ich schließlich das Sprüchwort: Jung gefreit, hat Niemand gereut.

Ernst Bruno.

Wie macht man Gold?

Obwohl schon eine Unzahl von sogenannten Tausendkünstlern sich fast zu allen Zeiten über die Kunst „Gold zu machen," den Kopf zerbrochen und vergeblich abgemüht haben, so hat diese Narrheit doch noch bis auf unsere heutigen Tage ihre Verehrer und Anhänger gefunden.

In einem wohlbekannten Hause hierselbst, wohnte im Erdgeschoß ein Nachtdöchtchenmacher, der neben seinem Geschäft auch die Kunst: „Gold aus andern Metallen herzustellen" verstehen wollte. Unter dem Versprechen der größten Verschwiegenheit, vertraute er seiner Hauswirthin, daß er im Besitze dieses Geheimnisses sei und bemerkte dabei, wie er leicht sich und andere beglücken könnte, wenn er nur etwa einige und zwanzig Thaler vorgeschossen bekäme, um das nöthige Material zur Goldfabrikation anzukaufen. Die gute Frau war keine theilnahmlose Zuhörerin; vielmehr erzählte sie ihrem Manne sogleich die ganze Sache und wußte ihm dieses so anschaulich zu machen, daß dieser sich endlich entschloß, dem Goldfabrikanten die gewünschte Summe vorzuschießen; versteht sich von selbst, daß der Gewinn rechtlich getheilt werden sollte.

Nachdem der Tausendkünstler die nöthigen Materialien zum Goldmachen angeschafft hatte, wurde an einem gewissen Tage des Nachts um 12 Uhr die mystistische Arbeit in Gegenwart des Wirths, und der Wirthin in einem Keller, welcher einst als Schmiedewerkstatt gedient hatte, vorgenommen. Ein ungeheures Kohlenfeuer wurde auf einem Kamin angeblasen, und ein Kessel über dasselbe gesetzt; von Zeit zu Zeit warf der Alchymist verschiedene Metalle, Spezereien und andere Ingredienzen in den Kessel, wobei er unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelte. Endlich wurde die furchtbar kochende und zischende Masse unter einander gerührt und der weise Chemikus gab das Zeichen, daß nun bald der heiß ersehnte Augenblick, wo man das Gold haufenweis aus dem verhängnißvollen Kessel werde schütten können, erschienen sei.

Nun war auch dieser Zeitpunkt gekommen; man hob das Gefäß ab und untersuchte die darin befindliche Masse — aber leider, ein böser Dämon hatte hier sein Spiel getrieben, denn nicht Gold, sondern ein unkenntliches Gebräu, dem Schmutze nicht unähnlich, war darin. Beide Theile sahen nun wohl ein, daß diesmal der Versuch, „Gold zu machen," ebenso mißglückt war, wie uns dies bereits frühere unzählige Beispiele lehren. Doch wußte unser Künstler dem Unfalle zu begegnen; mehrfache Beobachtungen hatten ihn überzeugt, daß die Frau Wirthin viel Spirituosa, besonders reinen Korn genoß; er hatte sich daher für diesen Fall mit einer tüchtigen Quantität versehen, und lud jetzt Herrn und Frau Wirthin, da es bereits Morgen war, zu einem Frühstück ein; es wurde angenommen und Frau Wirthin zeichnete sich dabei so aus, daß sie nicht blos ihr Glas, sondern auch noch das ihres Mannes leerte, wobei sie jedoch jedesmal in die Worte ausbrach: Ach lieber Mann, Du trinkst keinen Schnaps, weil er Dir schadet, Du erlaubst wohl, daß ich für Dich trinke. Nachdem man so über den mißglückten Versuch, „Gold zu machen," seinen Aerger vertrunken, wurde der Entschluß gefaßt, auch ferner diese Versuche fortzusetzen. Dadurch kam es endlich so weit, daß der Künstler die während einem halben Jahre versessene Miethe nicht zahlen konnte, weil er, um Geld zur Goldmacherkunst zu erhalten, den letzten Rock von sich und seiner Frau verkauft hatte.

Der betreffende Herr Wirth nebst Frau Gemahlin, welche sonst ihr Erekutions-Recht in solchen Fällen auf das Vortrefflichste zu vollziehen verstehen, sahen sich hier zum ersten Male außer Stande, den Künstler zu pfänden, und verloren auf diese Art auch noch die Miethe. Die sonst so sparsamen und haushälterischen Wirthsleute haben sich nun vorgenommen, diesem Schaden dadurch wieder beizukommen, daß sie ein halb Jahr lang dem Fleischgenuß entsagen. Frau Wirthin hatte aber diesem Appetite doch nicht lange widerstehen können, eben war sie in die Küche eines ihrer Miether geschlichen, um den Fleischtopf zu untersuchen, als sie über diesem Geschäft von der Hausfrau ertappt und mit ein paar Ohrfeigen regalirt wurde.

So weit kann es kommen, wenn der Mensch, ohne zu arbeiten, reich werden will.

Breslau, den 12. August 1845. V.

Bemerkung.

In Nr. 128 dieses Blattes beschwert sich ein gewisser Herr X. darüber, daß am vorigen Sonntage, als er, um den Regen abzuwarten, in die Katharinen-Ecke auf dem Neumarkte eingekehrt sei, hier von einigen Tagearbeitern höchst spitzfindige, beleidigende Debatten und selbst Androhungen auf Faustkämpfe gegen ihn gerichtet worden seien. Im Verlaufe stellt er die Frage: „Ob der werthe Besitzer dieses für so honnett empfohlenen Etablissements nicht eben dieselbe lobenswerthe Einrichtung, welche doch in mehreren dergleichen Lokalen eingeführt ist, treffen könne, daß solchen **schmutzigen** und **in bloßen Hemdärmeln** ankommenden Gästen der Zutritt nicht gestattet würde??" — Herr X. verlangt hier etwas ganz Unzulässliches. Wollen diese Menschen sich nicht auch gern, wenn sie von des Tages Arbeit nach Hause zurückkehren, bei einem Glase Bier erquicken und gütlich thun? Wollte Herr X. mit diesen schmutzigen und in bloßen Hemdärmeln angekommenen Gästen nicht in Streit gerathen, so durfte er nur von diesem Tische hinweg gehen und gewiß würden sie ihn nicht auch an einen andern verfolgt haben. Solchen Leuten aber die Thür zu weisen, kann und darf vom Wirthe nicht verlangt werden, da sämmtliche Bierhäuser in hiesiger Stadt öffentlich sind. Unter einem öffentlichen Bierhause versteht man aber ein solches, in welchem Jeder, ohne Unterschied des Standes und Ranges, sein Geld verzehren kann. Wollte dies aber der Wirth nicht, so müßte er es erst durch einen Anschlag an der Thür, oder auf dem Schilde selbst, bemerklich machen. Herr X. schreibt ferner, daß in mehreren dergleichen Lokalen diese lobenswerthe Einrichtung getroffen sei, jedoch ist dies, so viel mir bekannt ist, erst in einem Etablissement der Fall, und zwar in dem zur „Stadt Warschau"; dieses also ist das einzige Lokal, welches Herr X. fernerhin besuchen möge, um sein Glas Bier 2c. in Ruhe genießen zu können.

O. M..t..r.

Chronik.

Die Schwäbischen Zeitungen erzählen einen abscheuerregenden Vorfall. Der Körper der hingerichteten Giftmischerin Ruthart wurde nach Tübingen transportirt, um auf dem dortigen anatomischen Theater zu wissentschaftlichen Zwek-

ken verwendet zu werden. Auf dem Wege hielt der Fuhrmann an einem Orte an und öffnete den Sarg. Alsbald strömte eine Fluth von Neugierigen herbei, welche die Leiche angafften, schlechte gemeine Witze rissen, und mit dem Kopfe herumwackelten, so daß derselbe am andern Tage bei näherer Besichtigung mehrere tiefe Narben zeigte. In Tübingen wiederholte sich dasselbe auf noch gräßlichere Weise, und ist hier um so auffallender und unbegreiflicher, als es doch die Pflicht der Studenten, des Professors oder des Aufsehers am anatomischen Theaters gewesen wäre, den abgelieferten Körper in sichere Verwahrung zu nehmen. Statt dessen blieb er ganz nackt stundenlang im Hofe liegen. Studenten, Handwerker, Mägde, Alles im bunten Gemische durcheinander kam hinzu, man machte Zoten, man ergriff die Leiche an den Beinen, man steckte den Kopf an eine Stange, bis endlich der späte Abend diesem empörenden Schauspiele ein Ende machte. War es schon ein Fehler gewesen, dem Fuhrmann einen Schlüssel zu dem Sarge mitzugeben und den Körper ohne amtliche Bedeckung transportiren zu lassen (eine Zeitlang behauptete man zwar, es seien zwei Landjäger mitgeschickt worden), so war dies eine offenbare Vernachlässigung, und man begreift nicht, daß nicht ein entschlossener Mann zugegengewesen sein sollte, des ästhetisches und moralisches Gefühl durch eine solche Scene sich beleidigt gefunden, und der ihr durch ein energisches Einschreiten ein schnelles Ende gemacht hätte.

Der verurtheilte Pacheco und der Pater.

In einer, wie es uns scheint, nicht gar zu genau der Wahrheit beflissenen „Geschichte einer Hinrichtung in Mexico" kommt folgendes Gespräch des wegen Mordes verurtheilten Pacheco mit dem ihn begleitenden Mönch vor: „Du hast Deinen Mitbruder getödtet, mußt also den Tod erleiden, das ist nur gerecht!" sprach der Mönch. „Albern ist's!" erwiederte Pacheco. —„Nein, nur gerecht, mein Sohn; es muß ein gutes Beispiel gegeben werden."— „Ein gutes Beispiel? die höchste Ungerechtigkeit ist's! Hört den Beweis! Stiehlt Jemand ein Pferd, ist er Dieb; kommt nun Einer und stiehlt diesem dasselbe Pferd, wie nennt man nun den zweiten Dieb?" „Dieb, wie du sagst!"—„Vortrefflich, Pater! Antworte weiter! Wie nennt man den, der seinen Mitbruder, wie Du Ihn nennst, tödtete?" — „Mörder." — „Ganz recht! Wie heißen nun die, die solche Menschen tödten?" — Der Pater besann sich und fuhr dann heraus. „Ei, bin ich doch ein Narr, daß ich Dir darüber Rede stehe. Du bist nach Gerechtigkeit verurtheilt, das genügt. Ich habe die Werke des heiligen Augustin, und kann überzeugt sein, daß, wenn ich nachschlage, so find ich, daß er mit mir gleicher Meinung ist."

„Die Kunst, durch Bankerot sich reich zu machen," ist der Titel einer in Bordeaux (bei Douwelle) erschienenen und für 50 Centimes käuflichen Schrift. Fürwahr eine Kunst, die man nicht erst aus Büchern zu erlernen nöthig hat. Der Verf. scheint übrigens in dieser Schrift seinen Geistes-Bankerot an den Tag zu legen, und indem er sich durch denselben ebenfalls zu bereichern sucht, die Theorie mit der Praxis verbinden zu wollen, was man freilich nicht jedem Schriftsteller nachsagen kann.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile und deren Raum nur Sechs Pfennige.

Katholische Kirchen.

Taufen.

St. Dorothea. Den 10. August: d. Klemptnermeister J. Fr. W. Wilke T. — d. Fabrik-Arbeiter C. W. Günther S. — 1 unehl. S. — Den 11.: d. Stadt-Ger.-Boten Gernoth S. — Den 12.: 1 unehl. S.

St. Matthias. Den 4. August: d. Lehrer a. d. kathol. Frei-Schule No. I. A. Liebich S.

St. Corpus Christi. Den 10. Aug.: d. Tagarb. J. Fr. Barbas T.

Kreuzkirche. Den 10. August: d. Inwohner Anton Schönborn S. — Den 13.: d. Haushälter A. Seifert T.

St Mauritius. Den 10. August: d. d. Wirthschafts-Beamten J. Zimmermann in Brockau T. — d. Töpfergef. W. Reichelt T. — d. Arbeiter S. Kirsch S. — Den 14.: d. Tagarb. Sommer S.

Trauungen.

St. Dorothea. Den 10. August: Haushälter J. Hahn mit M. Beinert. — Den 12.: d. Schlossermeister A. Sauer mit Jgfr. M. Wagner.

St. Adalbert. Den 12. August: Dr. med. F. Gottwald mit Fräulein P. Fischer.

St Matthias. Den 10. August: Kutscher H. Lindemann mit Jgfr. Th. Wagner. — Haushälter C. Weinert mit Jgfr. T. Liebner.

St. Corpus Christi. Den 10. August: Hürdlerknecht D. Marx mit R.-H. Neumann.

Kreuzkirche. Den 10. August: Gottlieb Hiller Kattundrucker mit Susanna Polek.

St. Mauritius. Den 10. August: Dienknecht J. Melzig zu Lehmgruben mit S. Barwinski. — Den 12.: Zirkelschmidt C. Andrae Jgfr. A. Peter.

Christkatholische Gemeinde.

Taufen.

Den 31. Juli: d. Schauspieler am hiesigen Stadt-Theater C. W. Rottmayer T. — Den 3. August: d. Tischlergef. E. Neugebauer S. — d. Weinhändler G. W. Einighorst S. — d. Maurergef W. Buchwald Zwillinge. — d. Kaufmann C. F. W. A. Stenzel S. — Den 10: d. Kattundrucker R. Pelz T. — d. Arbeitsmann J Kuppe S. — d. Tischlermeister Langner T. — Den 11.: d. Uhrmacher J. Kopp S. — Den 14.: d. Musiklehrer Heinrich Wolf T.

Trauungen.

Den 29. Juli: d. Goldarbeiter Stainsky mit Jgfr. M. R. Erbe. — Den 3. August: d. Schneidergef. J. Taistra mit J. C. Pardes. — d. Arbeitsmann J. F. Höffner mit R. C. Teschner. — d. Zimmergef. W. Vogt mit Valentine Maschke. — Den 4.: d. Schuhmachergef. F. W. Jeninsky mit Jgfr. J. D. Teuber. — d. Maurergef. C. J. Hering mit Jgfr. C. Tripke. — Den 10.: d. Bürger u. Buchbindermeister C. Braunisch mit Jgfr. H. W. Sperling. — Den 11.: d. Schuhmachergef. J. Mann mit C. Teist. — Maschinenbauer E. Erbe. mit der verw. T. Volkmer geb. Pfennig. — d. Schuhmacher W. Bunke mit d. verw. C. Fölkel geb. Krätzig. — d. Schneidergef. L. Marke mit J. E. R. Jochmann.

Folgende nicht zu bestellende Stadtbriefe:
1) An Henriette Kesselhut,
2) An Herrn Simon Cohn,
3) An „ Ritterguts-Besitzer Richter,
4) An „ J. Fränkel,
können zurückgefordert werden.

Breslau, den 15. August 1845.

Stadtpost-Expedition.

Theater-Repertoir.

Sonnabend den 16. August: **„Czaar und Zimmermann."** Komische Oper in 3 Aufzügen von Albert Lortzing.

Vermischte Anzeigen.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.